

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.
Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Es war ein kalter Februartag des Jahres 1863. Auf der Chaussee, die, von Slupca kommend, bei Strakowo über die preussische Grenze führte und nach Breschen weiterging, schritt mit geschultertem Gewehr Peter Wroblewski dahin, der Fußgendarm.

„Heilige Mutter Gottes!“ brummte er in den Bart, „es wird eine Nacht, an der kein Christenmensch seine Freude hat, höchstens die Wölfe. Soll mich wundern, wenn keiner im Kreise erfriert. So viel Gesindel wie diesmal gab's lange nicht bei uns.“

Die Finger waren ihm steif geworden. Mit den Zähnen zog er, so gut es gehen wollte, den rechten Handschuh ab und wärmte durch Anhauchen die kalten Finger. Dann rieb er sich die Ohren und schritt schneller aus. „Die warme Stube ist besser als die Landstraße“, murmelte er zwischen den Zähnen, „selbst wenn man ein Hauskreuz hat wie meines Vaters Sohn.“ Grimmig ließ er die Blicke über die winterliche Landschaft wandern. Links und rechts von der Straße eine weite Ebene, kaum unterbrochen von kahlen Bäumen, einsamen Gehöften, verwitterten Heiligenbildern. Der Schnee deckte die Felder; selten, daß hier und da in schmutzigen Strichen die dunkeln Aderfurchen sichtbar wurden. Ein paar Krähen flogen mit hungrigem Schrei auf; ihr heiseres Krächzen verhallte bald. Sie kämpften ein paar Minuten gegen den Wind und ließen sich dann von neuem nieder. Und nun blieb der „polnische“ Wind, der Ostwind, Alleinherrscher und pustete über die schweigenden Felder.

Auch die Landstraße war leer. Vergebens spähte Peter Wroblewski nach einem Bauernwägelchen aus, das ihn mitnehmen konnte. So dankte er Gott, als in der Ferne das Gehöft des Taddäus Osiel sichtbar wurde. Von dort war's bis zum Dorfe, in dem er stationiert war, noch eine gute halbe Stunde.

Plötzlich tauchte vor ihm auf dem Wege ein Karren auf. Ein Mann zog ihn, der andere ging nebenher oder half schiebend wohl auch nach. Verwundert schüttelte der Fußgendarm den Kopf. Wo kamen mit einem Male diese Leute her? Sie mußten bis jetzt in dem Gehöft des Taddäus Osiel geweilt sein, sonst hätte er sie früher sehen müssen! Er fühlte nach dem Revolver, zog den Handschuh wieder an und griff mit langen Schritten aus.

„He, Freundchen, einen Augenblick! Ich möcht' euch mal näher ansehen!“

Die Köpfe der beiden flogen herum. Ueber das Gesicht des Jüngern schien ein Juden zu gehen, ein plötzlicher Schreck. Aber schon im nächsten Augenblick neigten sie sich demütig.

„Ah, der Pan Wachtmeister! Was befiehlt Euer Hochwohlgeboren?“

Bärbeißig blickte sie Peter Wroblewski an. „Ihr seid Scherenschleifer?“ Er deutete auf die Karre.

„Das sind wir, Pan Wachtmeister, arme Scherenschleifer. Der Winter ist hart, und das Geschäft schlecht. Vielleicht haben Euer Hochwohlgeboren ein Messer? Wollet befehlen, und es wird wie neu! Ein Glanz, sag' ich, spiegeln könnte man sich darin! Oder die gnädige Frau Gemahlin hat ein Scherlein? Es wird ja manches stumpf!“

Der Schleifer setzte den Tritt in Bewegung und hielt den Stahl gegen den Schleifstein. Aber grimmig wehrte der Gendarm ab. Er ergrimnte stets, wenn man von seiner Frau sprach.

„Laßt den Plunder! Eure Papiere will ich sehen. Seit wann ziehen zwei kräftige Menschen als Scherenschleifer durchs Land?“

„Seit sie keine Arbeit kriegen, Pan Wachtmeister! Es ist eine schlimme Zeit über uns gekommen.“

Argwöhnisch musterte Peter Wroblewski den Sprecher genauer. Ein kühnes Gesicht, dunkle Augen, eine etwas herabgezogene Unterlippe. Die Kleidung war dürrig.

„Ihr heißt?“

„Wenzel Pollak.“

„Und dieser da?“

„Mein Bruder, Herr!“

„Um, die Papiere sind in Ordnung. Wo kommt ihr her?“

Als ob er sich kurz bedäufte, ließ der Scherenschleifer die Klinge fallen, die er vorhin an den Stein gehalten.

„Der Bauer dort, Euer Hochwohlgeboren“, er deutete auf das Haus des Osiel, „hatte Arbeit für uns.“

„Aber ich sah eure Karre nicht vor der Tür.“

„Warum fragt Ihr, Pan Wachtmeister? Der Bauer hatte uns erlaubt, sie in den Schuppen zu ziehen. Der Wind ist kalt draußen.“

„Es laufen viel Wölfe in Schafskleidern jetzt herum“, brummte der Gendarm und gab die Papiere zurück.

„Ich versteh' Euch nicht.“

„Hoho, Freundchen! Ich glaube, du kennst die Proklamation vom 22. Januar besser als ich.“

„Vom Aufstand, Herr?“ Mit rotem Gesicht ballte der Scherenschleifer die Faust. „Was kreiv, ich hab' sie gelesen, drüben! Und der Teufel ist los, wo man hinkommt. Früher, wenn die Karre hielt, hatte man seinen Verdienst. Jetzt, wenn mein Bruder sammeln geht, bin ich froh, wenn er mit einer Schere am Drahting wiederkommt. Gewehre, Pulver, Blei, das wollen sie! Aber die Sensen für die Russen schärfen sie sich alleine. Ein Sensenhieb oder eine Russenkugel, das ist alles, was man drüben holen kann. Gott verdamm' den ganzen Aufstand!“

Peter Wroblewski zuckte die Achseln. „Geht mich nichts an“, knurrte er und strich sich den langen Bart. „Hier sind wir im Großherzogtum, und das ist preussisch.“

Damit schritt er weiter. Als er sich nach geraumer Zeit umwandte, sah er, wie die beiden mit ihrer Harre langsam hinter ihm dreinzogen.

„Ich laß mich hängen, wenn das keine Boten der neuen Nationalregierung sind,“ sprach er halb vor sich hin. Auf den einsamen Gängen war er gewohnt, mit sich selbst zu reden. „Sie hegen uns das Volk auf. Aber die Papiere waren in Ordnung. Das andere ist nicht meine Sache.“

Eine halbe Stunde später stand er vorm Dorf. Nach frommer Gewohnheit war auch hier, wie vor jedem Ort und Dertchen der Gegend, an allen zuführenden Straßen ein heilig Bildwerk aufgestellt. Meistens war es ein roh aus Blech geschnittener und mit bunten Farben grell angemalter Schutzheiliger, der den Wanderer von einem Baumstamm oder einem kleinen Holzgerüst grüßte. Hier aber stand, in plumper Schnittharbeit aus Holz geschnitten, die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben. Auf dem Stamm einer Weide war sie befestigt, und im Sommer bogen sich die Zweige schützend um sie herum. Jetzt im Winter erhob sich das fromme Bildwerk zwischen den kahlen Ästen, als friere es mit ihnen. Es stand schon so lange, daß niemand im Dorfe war, der sich genau erinnerte, wer es aufgestellt hatte und um welche Zeit das geschehen war. Nur der halbverrückte Schulmeister Jan Hebda, das Eichhörchen, erklärte, ein gläubiger Patriot hätte 1831, also vor mehr als drei Jahrzehnten, nach der Schlacht bei Ostrolenka diese Madonna mit dem Jesusknaben dem Dorfe gestiftet. So lange mochte sie auch wirklich dastehen. Der Regen hatte die Farbe verwaschen, der Staub der Straße sich grau darüber gelegt. Auch fehlte ein Stük des Armes: kurz, die heilige Jungfrau von Nasgora, so hieß das Dorf, befand sich in einem jämmerlichen Zustande.

Wozu haben wir eigentlich den Josef? dachte der Gendarm, als er vorüberging und sich fromm bekreuzte. Man sollte der lieben Gottesmutter einen neuen Schmud geben. Verdient hat sie es wohl, und der Josef tut's um einen Gotteslohn. Rechts und links zogen sich die Häuser hin. Baracken mit Lehmwänden, Reifig und Brennholz davor. Ab und zu dazwischen ein solides, kleines Haus mit freundlichen Fenstern. Es war Dämmerung geworden; schnell und früh sank jetzt der Abend. Die Schornsteine rauchten; trüb aus beschlagenen Scheiben flammten die Lichter. Vor einem Haus fiel ein hellerer Schein auf die hartgefrorene Straße. Wuchtige, klirrende Hammerschläge tönten in die Dämmerung des frühen Winterabends.

Peter Wroblewski ging hier nicht vorbei.

„Immer noch fleißig, Michael Laszkowicz, mein Lieber? Mach' Feierabend, Bruderherz, und gib mir ein Schnäpschen! Der Wind hat mir durch die Knochen geblasen, ich war bis zur Grenze.“

Der Schmied hörte auf zu hämmern und nahm aus dem Schurzfell die Flasche hervor.

„Versuch', Bruder,“ sprach er mit einer Stimme, die sich am Dröhnen der Hämmer gebildet zu haben schien, „es ist was Neues und Feines. Seit den zwanzig Jahren, wo wir uns kennen, hat mir noch nichts so wohlgetan. Schon der Name wärmt.“

Er blies mit dem Blasedalg das Feuer an, und während er das Metall anglühte, suchte ein grimmes Lächeln der Befriedigung über sein ruhiges Gesicht.

Der Gendarm, sein Herzensfreund, tat einen tiefen Zug.

„Im Winter muß der Christenmensch heizen,“ sagte er. „Haft recht, es wärmt wie nichts anderes. Aber von welchem Namen red'st du?“

Michael Laszkowicz lachte. „Nicht von meinem. Und von deinem erst recht nicht. Aber was gut ist, hat einen guten Namen. Und wenn du beim Schankjuden den Schnaps haben willst, so verlang' nur „Russenblut“. Ich schlag' noch mal so schnell, wenn ich den Namen hör'.“

Er schwang den schweren Hammer und ließ ihn wuchtig auf die stählerne Schutzplatte des Ambosses sausen. Weithin dröhnte und klirrte es durch die Dämmerung. Peter Wroblewski war einen Schritt zurückgetreten. Er schüttelte den Kopf und strich mit dem Daumen der linken Hand unter dem Gewehrriemen fort.

„Red' dich nicht um den Hals, Freundchen! Die Wände haben Ohren, und die Russen sind unsere Freunde.“

Die buschigen Brauen des Schmieds zogen sich zusammen. „Die Best an ihren Hals!“ schrie er auf. „Bist ein Pole und kannst so reden! Aber du trägst einen Rock, den ich nicht lieb' hab, und mußt tanzen, wie sie pfeifen. Hol's

der Henker!“ Zornig setzte er das Gebläse in stärkere Tätigkeit. Die Flammen umlohten seine Hünengestalt. Die Helmspitze des Gendarmen funkelte auf.

„Mit dir ist nicht mehr zu sprechen, Michael Laszkowicz!“ brummte er ärgerlich. „Seit es drüben losgeht, bist du nicht bei Sinnen. Gott schüße dich und die — die anderen, aber ich muß meine Pflicht tun und tue sie.“

Er sah ihn an. „Der Schnaps ist gut. Wie heißt er?“

„Du bist ein guter Kerl und mein Freund, er heißt „Russenblut“, Bruderherz!“

Und als Peter Wroblewski einen tiefen Zug nahm, riß der Schmied das Sensenblatt, das nun glühte, aus dem Feuer, saßte es mit dem Dorn und hämmerte drauf los. Bei jedem Schlage stieß er eine Verwünschung durch die Zähne.

„Willst wissen, was ich rede? Hopla, Bruder, man kann nicht immer einen aus der Flasche nehmen. Aber das Herz will gestärkt sein. Und bei Gott, ich sage dir: Das stärkt das Herz noch besser!“

Er holte aus: „Das für den Baron, unsern Herrn! Ja, spring' du nur! Warum ist mein Junge heute ein Krüppel!“

Klirr, fauste ein zweiter Schlag nieder: „Das für die Bluthunde über der Grenze! Solch Hammer auf jeden Russenschädel, dann will der alte Michael Laszkowicz ruhig sterben!“

Das Sensenblatt bog sich schon mehr gerade. „Und das“ — ein neuer Hieb — „den Preußen, weil sie den Bluthunden helfen! Hopla, das macht die Arbeit leicht und das Herz leichter!“

Peter Wroblewski, der Fußgendarm, hielt sich die Ohren zu. „Freundchen! Michael! Ich hab' nichts gehört — kein Wort! Aber so darfst du nicht reden. Bergiß meinen Rock nicht! Heilige Jungfrau, was sind das für Zeiten! Nicht seinen besten Freund darf man anhören.“

Der Schmied lachte nur. „Schlimm genug, daß du den Preußen dienst! Deinetwegen kann Polen noch heut' sterben! Ich aber, ich denke anders, ich, Michael Laszkowicz, der Schmied von Nasgora! Und wenn du mich anzeigen willst, gut, gut! Man wird ja erleben, was geschieht!“

Entrüstet gab der Gendarm ihm die Flasche zurück. „Bist du von Sinnen? Ich dich anzeigen? Zeigt der Peter Wroblewski seinen besten Freund an? Bei allen Heiligen, der Kopf verwirrt sich oft, wenn er grau ist. Aber von dem Kopf seiner Wohlgeborenen, des Schmiedes, hätt' ich das nicht gedacht.“

Er wollte Kehrt machen. Da ließ Michael Laszkowicz den Hammer ruhen. „Ich reiß' die Worte nicht mit Speck ein,“ brummte er. „Und wenn der Hammer grob klingt, so ist er dafür ein Hammer. Deshalb brauchst du nicht wegzulaufen. Du kommst schon früh genug zu deinem Kreuz. Aber ein andermal red' mir nicht so dazwischen.“

„Ich hab' nur gesagt, daß du still bist über die Preußen. Ich trag' den Rock. Die Preußen haben uns nichts getan.“

„So!“ schrie der Schmied und stemmte die Fäuste in die Hüften. „Wenn's beliebt, Euer Gnaden: Du kommst von der Grenze?“

„War dich daran wenigstens!“

„Und hast trotzdem nicht die Postenketten gesehen? O Piotr, mein Freund, du hattest bessere Augen sonst!“

Der Gendarm suchte die Äpfeln. „Die Grenze muß besetzt sein, Michael. Sonst überschwemmen die Sensenmänner auch das Großherzogtum.“

„Vielleicht,“ sagte der Schmied, und ein Bliß suchte in seinen Augen. „Ich könnt' mir Schlimmeres denken! Aber wenn sie hier sind, gut! Krieg ist Krieg, und greift der Pole an, so haut der Preuße wieder. Jetzt jedoch ist das anders. Nur einzelne kommen über die Grenze. Weshalb? Weil sie die Preußen lieben? Maria Josef! Nein, weil die Russen sie verfolgen. Was geschieht jedoch? Man nimmt sie hier gefangen. Auch gut, ich ertrag' viel. Aber höre, du Buntrock, man liefert sie den Russen aus! Weißt du, was dann drüben mit ihnen geschieht? Erschossen werden sie, Peter Wroblewski. Erschossen, weil sie als Polen für Polen kämpfen. Nun red' mir noch von den Preußen.“

Klirr, dröhnte der Hammer wieder und wollte nicht aufhören.

„Ich versteh' davon nichts,“ sprach der Gendarm nach einer Pause finster. „Aber sonst, wir Polen haben es hier doch nicht schlecht. Besser wie drüben.“

Ein kurzes Hohnlachen war die Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Aristide Carotte, der Fremdenführer.

Von Martin Broschauer.

Als noch Frieden in Europa war, stand Aristide Carotte in Paris auf dem „Boulevard des Italiens“, handelte mit Ansichtskarten und Pariser Andenken und beschäftigte mit den anderen „stiegender Händler“ nach besten Kräften die zahlreichen Fremden, die über die Boulevards spazierten.

Aristide Carotte war ein magerer kleiner schwarzlockiger Kerl mit einer geschäftstüchtigen Seele. In ihm roste das Blut seiner lebhaften und phantastischen südranzösischen Heimat; und nicht umsonst stammte er aus Carcassonne, das in der Nähe des mysteriösen Tarascon liegt. Er begnügte sich nicht damit, den Fremden eine Handvoll abscheulich bunter Ansichtskarten aufdringlich störend unter die Nase zu halten, sondern er schnappte bald hier und da ein paar Brocken englisch und deutsch auf, horchte einiges den sprachkundigen Fremdenführern ab, die in der Nähe ihren Stand hatten, und wendete diese „Sprachkenntnis“ nun in seinem Geschäftsbetrieb an.

Die merkwürdig klingenden Worte, die er für englisch oder deutsch hielt und jeweils den Fremden entgegenrief, hatten auch insofern einen gewissen Erfolg, als die so Angesprochenen, von ungefähr an den Klang ihrer eigenen Sprache erinnert, stehen blieben und oft, belustigt durch das Kauderwelsch des Herrn Aristide Carotte, mit ihm eine Unterhaltung begannen. Der Schluß war dann natürlich ein Anlauf, den der gute Aristide Carotte seiner Sprachgewandtheit zuschrieb.

So ging das friedliche Leben Europas und des Herrn Aristide Carotte noch eine ganze Zeit, als plötzlich der große Krieg ausbrach, die Fremden von den Pariser Straßen verschwanden und die Ansichtskartenhändler auf den Boulevards sich nur durch den Verkauf der dümmsten und ordinärsten Schmähbilder auf Deutschland notdürftig ernähren konnten.

Da wurde Aristide Carotte der Sorge um das tägliche Brot plötzlich enthoben, indem er einen Militär-Gesellschaftsbefehl erhielt und sich zum 207. Linienregiment nach Limoges zu begeben hatte. Hier bekam er ein Bett in der Kaserne, eine Uniform und wartete die weitere Entwicklung seiner soldatischen Laufbahn mit heimlicher Unruhe ab.

Da wurde eines Mittags beim Mannschafts-Appell angesagt, es sollten sich Leute mit Sprachkenntnissen melden. Aristide ersah seine Gelegenheit und sprang mit vor die Front. Der Hauptmann ging fragend die Reihe der Sprachkundigen entlang, wobei ihm Aristide Carotte im stolzen Ton mitteilte, daß er englisch und deutsch spreche.

Der Hauptmann blieb stehen: „Sie sprechen deutsch? Ausgezeichnet! Was sind Sie von Beruf?“

Carotte hatte das dunkle Gefühl, daß die einfache Angabe „Ansichtskartenhändler“ den eben erzielten guten Eindruck stören würde; außerdem empfand er sich selbst als etwas Besseres — in rasender Eile flogen seine Gedanken — und so sagte er: „Ich bin Fremdenführer, Herr Hauptmann!“ „Ausgezeichnet!“ wiederholte der Offizier, „in Paris, nicht wahr?“ — „Zawohl, Herr Hauptmann!“ „Sie scheinen ein fixer Junge zu sein“, nickte der Vorgesetzte wohlwollend, „solche Leute brauchen wir!“

Er winkte dem Korporal, der sich Aristide Carottes Namen notierte, und als Carotte vier Wochen später mit einem Transport zur Front kam, hatte er in seinem Militärpaß den stolzen Vermerk „Dolmetscher für deutsch und englisch.“

In der Infanteriestellung, in die man Aristide mit den andern Leuten geführt hatte, fand er es nicht so schön, wie er es erwartet hatte. Aber bald hatte er den richtigen Anschluß an den Feldwebel gefunden und ihn auch auf den Vermerk in seinen Militärpapieren gebührend aufmerksam gemacht. Auch unter den Kompanie-Kameraden führte er das große Wort; und bald galt der „Fremdenführer“, wie er allgemein genannt wurde, mit seinem süßlichen Temperament bei den anderen schwerfälligen normannischen Kameraden als ein fixer Junge, ohne daß es einem von ihnen klar wurde, daß der brave Aristide Carotte noch nicht das Geringste getau hatte, um diesen Ruf zu rechtfertigen.

Da er einmal der Feldwebel den Infanteristen Carotte zu sich und fragte ihn, ob er sich getraute, eine Patrouille zu führen, die ziemlich weit ins Land hinein gegen die deutschen Truppen rekonoszieren sollte. Aristide bejahte stürmisch und fand durchaus, daß er für eine solche Rolle außerordentlich geeignet sei. Er erhielt also den Auftrag, sich mit der ihm beigegebenen Patrouille in der Richtung des feindlichen Vormarsches vorzuschieben und festzustellen, wie weit die feindliche Stellung an gewissen Punkten sich erstreckte und insbesondere, wo etwa deutsche Vorposten und Feldwachen eingerichtet seien. Der Feldwebel wies Aristide Carotte noch darauf hin, daß er auch versuchen sollte, wenn irgend möglich, einen solchen kleinen deutschen Posten aufzuheben, die dabei gemachten Gefangenen zu verhören und ihre Aussagen für seine eigenen weiteren Forschungen entsprechend zu verwenden.

Aristide hörte mit glänzenden Augen zu — sah er sich doch im Traum bereits als Gebieter zahlreicher Gefangener —, erhielt seine Leute zugeleitet und marschierte mit ihnen ab.

Zuerst freilich beschlich ihn ein seltsames Gefühl, als er das eigene Lager und die Hüfte der Kameraden Schritt für Schritt hinter sich lassen mußte; und er führte seine Leute gar sorglich die

Heden- und Buschbestände entlang, obgleich an Feinde noch garnicht zu denken war. So kam die Patrouille langsamer vorwärts als sie gedacht hatte; und als es Nacht wurde, lenkte Aristide Carotte auf einen einsamen Bauernhof zu, der felsam friedlich zwischen den sich langsam näher schiebenden Gewitterwolken der beiden feindlichen Fronten lag.

Auf das Pochen Aristides erschien ein kleiner buckliger Bauer in blauer Bluse, der die Soldaten freundlich aufnahm und ihnen ein reichliches Abendessen mit großen Gläsern voll des landesüblichen Schnapses aus schwarzen Johannisbeeren vorsetzte. Aristide Carotte hielt zum Dank dafür eine sehr schwingvolle Ansprache, in der viel von zukünftigen Heldentaten die Rede war, bestimmte dann zwei Mann als Posten und legte sich mit den übrigen begeistert und schlaftrunken in das Heu. Am Morgen wurde er durch den buckligen Bauern geweckt, der ihm mitteilte, sein Gevatter, ein anderer Bauer, habe eben berichtet, man hätte in einem Dorfe, etwa 30 Kilometer von diesem Hof entfernt, deutsche Patrouillen gesehen! Diese Nachricht brachte den noch nicht ganz erwücherten Aristide auf die Beine, er rief seine Leute, stärkte sich nochmals am Johannisbeerschnaps, füllte seine Feldflasche damit und zog ab.

Eifrig und vorsichtig wanderte die Patrouille unter Carottes Führung nach Osten zu; die Sonne brannte immer heißer, der Durst führte die Feldflaschen mit dem schwarzen Schnaps immer öfter an die todenen Lippen; und bald hielt Aristide wieder seine berühmten anfeuernden Reden, die unter der Wirkung des Genossenen herrlicher als je erblühten. So waren sie eine ganze Weile marschiert, erst in Deckung, dann auf dem offenen Feldweg, wo es sich doch viel bequemer ging, als plötzlich vor ihnen im tiefsten Nebel ein scharfes „Halt!“ ertönte. Ein kleines Gebüsch, aus ein paar Sträuchern bestehend, an dem sie gerade vorbeigehen wollten, schien lebendig geworden zu sein, denn daraus traten etwa acht bis zehn Männer hervor, in grauen Stoff gekleidet, grau überzogene spitze Helme auf den Köpfen, groß, breit, ultrig — Deutsche!

Aristide und seine Leute blieben so, wie sie angerufen wurden, erstarrt stehen. Der Ueberfall kam ihnen zu plötzlich und unerwartet. Einer machte einen mechanischen Griff nach seinem Gewehr, da machten drüben die zehn Gewehre eine so deutliche Bewegung, daß die Franzosen, ohne daß ein Wort gesprochen wurde, alles verstanden. Endlich sagte der Unteroffizier, der die Deutschen führte, derselbe, der vorher so erschreckend „Halt!“ gerufen hatte: „So, Ihr Männchens, mu' gebt 'mal Eure Knarren ab und kommt mit, aber'n bißchen sitz, wir haben Eile!“

Dabei trat er auf Aristide Carotte zu und wollte ihm das Gewehr fortnehmen. Aristide sprang mit einer herrlich wilden Bewegung, die auf jeder Pariser Theaterbühne gewirkt hätte, zurück; aber der große deutsche Unteroffizier nahm sein eigenes Gewehr und hielt es ruhig und sorgfältig zielend vor Aristides Bauch, worauf dieser plötzlich eine bestige Uebelkeit, ein vom Magen aufsteigendes unheimliches Gefühl empfand und verächtlich sein Gewehr von sich warf. Die andern folgten seinem Beispiel.

„Du siehste“, sagte der Berliner Unteroffizier gemächlich, „warum nicht gleich? Zureden hilft!“ und ließ von seinen Leuten die französischen Gewehre aufnehmen. Dafür bekamen die Franzosen die deutschen Tornister aufgedacht, und bald marschierte der so unvernünftig entstandene Trupp weiter nach Osten, als es Aristide Carotte und seine Kameraden gewünscht hätten.

Die Sonne brannte entsetzlich, und das Tempo, das der große Unteroffizier angab, war ein preußischer Geschwindmarsch, so daß den Franzosen bald der Schweiß nur so herunterlief. Sie fingen an, sich sehr unbehaglich zu fühlen; das Bewußtsein der Gefangenschaft, in die sie so plötzlich wie ins kalte Wasser gestürzt waren, steigerte die üble Laune, und bald schimpften sie leise und dann lauter vor sich hin.

Der deutsche Unteroffizier, der kein Wort verstand, hörte laßend zu, ohne etwas zu sagen oder auf die stehenden Blicke der ermüdeten Gefangenen zu achten. Er wußte genau, was für eine Strecke er heute noch zu marschieren hatte, und so ging es Kilometer um Kilometer im Geschwindschritt weiter — voran die Franzosen, unter den Tornistern stöhnend und schimpfend, dahinter die Deutschen, vergnügt rauchend und wachsam.

Inzwischen kehrte sich die schlechte Laune der Franzosen gegen Aristide Carotte, in dem sie plötzlich — und nicht ganz zu Unrecht — den Urheber des Misheurs sahen. Böhnige Reden begannen, und schließlich verlangten die ermüdeten Leute, Aristide solle mit den Deutschen reden und mindestens eine Rastzeit verlangen.

Aristide Carotte erwachte langsam durch das zornige Schelten der Kameraden aus dem stumpfsinnigen Tröten, das er den ganzen Weg lang eingehalten hatte, und sah sich verört um. Nein — es war kein entsetzlicher Traum, es war Wirklichkeit. Hier waren die grauen Gestalten der wachsamten Feinde und da die zornfunkelnden Augen der Kameraden. Ein jähes Angstgefühl stieg vor den bösen Blicken in ihm auf; ja, ja — er würde tun, was sie wollten — er würde mit den grauen Barbaren da reden, mit den ungehobelten grauen Burichen — oh, er würde! Und während er mit Lippen und Händen redend die ausglühende Wut der Kameraden zu besänftigen versuchte, raste er zugleich im Innern durch seinen Wortschatz, durch seine Kenntnisse der deutschen Sprache, die er ja immer so stolz betont hatte.

Über ihm war ganz wie im Kopf, die wenigen Sprachbrocken früherer Zeiten schienen verschwunden und durcheinandergewirfelt.

Aber halt — er muß reden — mußte etwas sagen — aus den bornigen Augen der Kameraden sah er schon Drohungen, von denen er sich fürchtete — und die Tornister drückten so ansehnlich — da wandte er sich um, sah den deutschen Unteroffizier an und sagte seinen längsten und besten Satz, dessen er sich aus früheren Zeiten erinnerte: „Mein Herr, wollen Sie die Schönheiten von Paris sehen?“

Erhaunt blühte der Berliner Unteroffizier beim Klang der deutschen Worte auf: „Nanu? Jetzt spricht der Kerl deutsch! Was haste gesagt?“ — Aristide Carotte mochte den Sinn der Frage erfaßt haben. Die gutmütige lachende Miene des Unteroffiziers gab ihm Mut, und so sagte er, schon etwas sicherer, noch einmal: „Mein Herr, wollen Sie die Schönheiten von Paris sehen?“ — „Ob ich die Schönheiten von Paris sehen will?“ wiederholte der Unteroffizier lachend, „aber feste, mein Jungeken, nich' bloß ide, die ganze deutsche Armee is schon mächtig gespannt drauf!“

Und unter dem Gelächter seiner deutschen Kameraden setzte er hinzu: „Aber mi' mal'n bißten fixer losmarschiert, ihr Brüder, damit ihr bald die Schönheiten von so'n deutschen Gefangenenlager sehen könnt!“

Brotaufstrich.

Von Lotte Müller, Berlin.

Die Frage: „Womit bestreiche ich mein Brot?“ hört man täglich.

Es gibt aber trotz Marmeladenknappheit, trotz Butter- und Zeitmangel noch eine Menge von geeignetem Brotaufstrich.

So lange wir frisches Obst haben, sollen wir es nicht nur zum Kochen oder zur Zubereitung für Mahlzeiten verwenden, sondern vor allem uns unseren Brotaufstrich damit herstellen.

Natürlich ist so ein frisch bereiteter Brotaufstrich, der ohne viel Zusatz von Zucker hergestellt wird, nicht haltbar wie Marmelade oder Gelee. Das tut auch nichts. Wir können sehr wohl jede paar Tage uns neuen Aufstrich aus Frischobst herstellen. Dabei haben die Städter den Vorteil, Tagespreise und Marktlage auszunutzen zu können. Zurzeit gibt es Äpfel, Birnen, Quitten, Preiselbeeren und Tomaten, wie Weintrauben. Sie lassen sich miteinander mischen und ergeben schöne Fruchtbreie und Obstmus. Wer einen großen Obsthaufen zu füllen hat, nehme Mohrrübe, Kürbis, Gurke, Melone oder Kohlrübe zu Hilfe. Ja, auch die Kotebeete ist eine schätzenswerte Zugabe. Das Verhältnis kann sehr wohl zwei Drittel zu einem Drittel Zusatzobst sein. Kann man einige Kräfte hinzuzufügen, möglichst feinst gewiegt, erhöht sich der Wohlgeschmack und der Nährwert.

Brotaufstrich mit Hefe von Quark oder mit Zuzahme von Kartoffelbrei herzustellen, ist bekannt. Auch hiermit lassen sich viele veränderte Arten geben. Alles, was uns an Fisch zur Verfügung steht, gibt, mit Kartoffelbrei vermischt, einen schönschmeckenden Brotaufstrich, der keines Zusatzes von Fett bedarf, da Fisch bekanntlich sehr viel Eiweiß und Fettgehalt hat und somit besonders reich an Nährwerten ist. Jede Paste, jeder Klebreis, aber auch Leber, Käse, Fleischstücke, Gemüse lassen sich durch Zusatz von Strohkrutten oder Kartoffelbrei zum wohlgeschmeckenden Brotaufstrich verwandeln. Es gehört nur etwas Ueberlegung und Beweglichkeit dazu, und der Wille, auch in kleinen Dingen Treue und Ausdauer zu beweisen, anstatt trocken Brot, Brot mit Aufstrich zu geben, ja, mit Aufstrich, der seinem Zweck entspricht —, wohlschmeckt, anregt, nährt.

Zum Tode der Schimpanjin Bassé.

Die Direktion des Zoologischen Gartens Frankfurt teilt uns folgendes mit: Die Ursache des in der Presse bereits bekannt gegebenen Todes der berühmten gewordenen Schimpanjin des Zoologischen Gartens Bassé ist, wie die durch Professor Dr. Goldschmidt im Pathologischen Institut ausgeführte Obduktion ergab, eine vorgeschrittene Darm- und Nierentuberkulose. Die Infektion liegt offenbar mehrere Jahre zurück. Bassé wurde im Sommer 1910 als junges Tier in Abenge am Ubangi (Kongo-Staat) gefangen und dem Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, gelegentlich seiner 2. Inner-Afrika-Expedition im September 1910 zum Geschenk gemacht, der sie dem Frankfurter Zoologischen Garten überwies. Am 24. August 1911 wurde die kleine Bassé von ihrem Wärter Burlardt in Antwerpen übernommen. Das damals kaum 30 Pfund schwere, zutrauliche Affenkind, das bei seiner Ankunft noch keinerlei Erziehung genossen hatte, zeigte sich bald so auffallend „intelligent“, daß man ihm eine besonders weitgehende Ausbildung angedeihen ließ. Binnen wenigen Tagen lernte Bassé die Kunst des Radfahrens und schon nach 5 Wochen konnte sie dem Publikum in einem sehenswerten Dressurakt vorgeführt werden, der im Laufe der Jahre soweit ausgebaut wurde, daß Bassé nach dem Urteil vieler Fachleute als der besterzogene aller bisher gesehenen Menschenaffen galt. In ihrer „Kinderstube“ im Vergeschoß des Dächhäuserhauses leistete ihr eine Zeitlang der kleine Kamerunschimpanse Mathias, später eine junge Mangabe Gesellschaft. Als Spielzeug wurde ihr für einige Monate u. a. auch ein kleines Ferkel beigegeben. Wie der bekannte Säugetierpezialist

des Berliner Kgl. Museums, Herr Professor Max Schie, der Direktion des Gartens kürzlich mitteilte, läßt Bassé sich in keine der bisher wissenschaftlich beschriebenen Schimpanse-Unterarten einreihen. Das Tier wird also auch nach seinem Tode noch ein besonderes Interesse für die Wissenschaft haben. Mehr und mehr wurde in den letzten Jahren die Gelehrtenwelt auf Bassé aufmerksam, besonders seit zu ihren viel bewunderten Leistungen in allerhand Künsten, Seillauf, Kunststrabfahren usw., der sogenannte „Redenakt“ hinzukam. Der Würzburger Psychologe Professor Marbe veröffentlichte hierüber seine umfassenden Untersuchungen in den „Fortschritten der Psychologie“. Zuletzt experimentierten Geheimrat Sommer, Gießen, und Professor H. G. Ziegler, Stuttgart, mit dem Tier. Eine eingehende anthropologische Arbeit über Bassé ist im Druck und soll nach Erscheinen hier referiert werden. Die Trauer um den Verlust des wertvollen Geschöpfes, eines der berühmtesten Tiere aller Zeiten, wird gemildert durch die Bemerkung, daß Bassé, wie nur wenige Menschenaffen, der Wissenschaft nutzbar gemacht werden konnte und daß sie eine verhältnismäßig so lange Zeit am Leben erhalten wurde. Nur sehr wenige Schimpansen erreichen oder überschreiten in Gefangenschaft Bassé's Alter. Wie ist ein gefangener Menschenaffe an den Erscheinungen des Alters gestorben, alle erliegen früher oder später Infektionen, zumeist der Tuberkulose (erst kürzlich die bekannte Berliner Schimpanjin Missie) oder anderen inneren Krankheiten. Wie alle vom Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg geschenkten Tiere, fiel Bassé nach ihrem Tode dem Sondersbergischen Museum zu. Dort wurden von dem Rabaver zahlreiche Gipsabgüsse und photographische Aufnahmen gemacht, die dazu dienen sollen, Bassé als naturgetreues Präparat wieder erstehen zu lassen. Dr. R. Priemel.

Blüchertisch.

— Der 10. Band vom Gesundbrunnen-Kalender des Dürerbundes (Verlag von Georg D. W. Callweg in München) liegt vor. Dem, der ihn kennt, ist das genug: wer ihn einmal kaufte, bleibt ihm treu. Jahresregent ist diesmal Theodor Storm. Sein Geburtstag feiert 1917 zum hundertsten Male wieder. Eine feine, für den Dichter äußerst charakteristische Novelle, einige humorvolle Szenen aus dem Kinder- und Tierleben, eine Reihe gut gewählter Gedichte und Sprüche dienen als Beweise für einen ausgezeichneten Aufsatz über Storm. Dazu begleitet uns der Dichter im Kalendarium mit Spruch und Vers durch alle Monate. — In den beiden ersten Abschnitten des Kalenders: „Aus harter Kriegszeit“ und „Im Frieden der Heimat“ finden wir so bezeichnende Stücke aus dem Leben und für das Leben dieser Zeit, wie sie auf gleichem Raume wohl kaum anderswo geboten werden. Der Abschnitt „Deutschum da draußen“ führt uns an die Stätten deutschen Schaffens in Belgien, Konstantinopel und Oesterreich-Ungarn. Fast noch wärmer aber wird dem Volksfreunde beim Lesen des folgenden Teils, in dem die Aufgaben für die neue Zeit unterhaltend-vollständig und doch sachlich tiefergründig besprochen werden: Wohnungsfrage und Jugendfürsorge, Erziehung, Alkoholfrage, Wertarbeit, Kleidungsreform, Volks- und Hauswirtschaftliches und was sonst noch alles —: äußerste Vielseitigkeit unter dem einen Gesichtspunkte: Sehung unserer Volkskultur. Vier schöne Lieder sind Gaben an die Musikfreunde, viele Zeichnungen alter und junger Künstler schmücken das Büchlein, das sicher — wie jedes Jahr — viel Freude in die Familien und wohl auch hinaus in die Schützengräben tragen wird.

— Hoffmanns Haushaltungsbuch für 1917. Preis 2 Mark. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart. — „Hoffmanns Haushaltungsbuch“ ist durch Verwertung praktischer Erfahrungen so zweckmäßig ausgestaltet worden, daß es jeder Frau, die ihre Ausgaben pünktlich einschreibt, ohne weiteres die übersichtlichste Buchführung ermöglicht. Da für jede Art von Ausgaben gesonderte Rubriken vorgehoben sind, ist bei Schluß eines jeden Monats leicht festzustellen, was für Fleisch, Brot, Kleidung, Wäsche, Stiefel, Vergnügungen usw. verausgabt wurde. — Wir empfehlen dieses gute deutsche Hausbuch allen Frauen.

Telegraphenrätzel.

Die Striche sind durch Vokale, die Punkte durch Konsonanten zu ersetzen.

.....
.....
.....
.....

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Magischen Quadrats in voriger Nummer:

B	A	S	S
A	S	T	A
S	T	A	B
S	A	B	A